

HARTMUT WULFRAM

Einleitung

Der vorliegende Band versammelt siebzehn Vorträge, die im April 2014 auf einer Wiener Tagung zu hören waren, der (soweit bekannt) ersten, die ausschließlich Curtius Rufus gewidmet war, und dabei nicht etwa den mehr oder weniger zuverlässigen Alexanderhistoriker in den Blick nahm, sondern den seit dem 19. Jahrhundert oft verkannten Meister römischer Kunstprosa.¹ Da einige Vorträge über die vorab angeregten (und miteinander verzahnten) Aspekte der Erzähltechnik, Rhetorik und Figurenpsychologie hinaus auch in die Rezeptionsgeschichte ausgriffen, tritt diese nun in der publizierten Fassung, vermehrt durch einen achtzehnten Beitrag, als eigener Schwerpunktbereich hinzu. Um die Kohärenz der durchaus interdisziplinären Einzelstudien aus Klassischer Latinistik, Alter Geschichte, Gräzistik, Medizingeschichte und Neulateinischer Philologie aufzuzeigen, mögen sie vorab hinsichtlich Inhalt und Methodik kurz Revue passieren.

Einen Überblick über die moralische Entwicklung von Curtius' Hauptfigur, und damit über alle acht erhaltenen Bücher seiner *Alexandergeschichte*, gibt Sabine Müller (Innsbruck/Kiel). Sie weist nach, dass das gängige Deutungsschema von Aufstieg und Niedergang zu grob ausfällt, weil es durch den Einbau zahlreicher „Fallhöhen“ differenziert und dramaturgisch belebt wird. Curtius verleiht Alexanders ‚Biographie‘ zusätzliches Profil, indem er – unter Einsatz derselben Auf-und-Ab-Technik – den engsten Freund Hephaestion einen sich vielfach kreuzenden Parallelpfad beschreiten lässt, während der größte Kontrahent Darius gegen Ende seines Lebens den umgekehrten Weg bergauf einschlägt.

¹ Die obigen Zeilen waren schon geschrieben, die einzuleitenden Aufsätze bereits eingerichtet, da erfuhr der Herausgeber, dass MATHILDE MAHÉ-SIMON / JEAN TRINQUIER (Hg.): *L'histoire d'Alexandre selon Quinte-Curce*, Paris 2014, der Ehrentitel des „premier ouvrage collectif consacré à l'auteur des *Histoires*“ (EBD., 27) gebührt. Wenn nun erstmals und nahezu gleichzeitig gleich zwei Sammelbände Curtius Rufus gewidmet worden sind, noch dazu zwei, die deutlich andere Schwerpunkte setzen und sich so gut wie gar nicht überschneiden, so mag man dies als schönsten Beweis dafür nehmen, dass das Thema in der Luft lag und die Zeit reif dafür war, Curtius Rufus mit neuen Augen zu sehen.

Welche spezifischen Ausprägungen die Erzählerinstanz bei Curtius annimmt, führt anhand eindringlich interpretierter Textbeispiele und unter behutsamer Verwendung des fein verästelten Begriffsinstrumentariums aktueller Narratologie Peter Kuhlmann (Göttingen) vor Augen. Die *Historiae Alexandri* werden im Spannungsfeld zwischen Fakten und Fiktionen, auktorialer Distanz und Nähe, wechselnden Erzählerrollen und Figurenperspektiven sowie im Vergleich mit den Gattungen Geschichtsschreibung und Roman (in ihren antiken wie modernen Varianten) verortet, wobei Curtius am Ende geradezu wie ein *romancier avant la lettre* erscheint.

Die Brücken zur kaiserzeitlichen Gegenwart, die der römische Autor trotz oder gerade wegen des schon damals jahrhundertealten, makedonisch-orientalischen Stoffes schlägt, rekonstruiert und systematisiert Dennis Pausch (Dresden) erstmals aus philologisch-literaturwissenschaftlicher Warte. Bald mehr didaktische, bald mehr unterhaltende Ziele verfolgend, lässt Curtius der Alexandergeschichte raffinierte Aktualisierungen und damit zusätzliche Sinnpotentiale angedeihen. Erreicht wird dies auf Ebene lateinischer Einzelwörter und Wendungen, durch die Integration römischer Vorstellungen und Erklärungsmuster sowie durch Anspielungen auf historiographische Prätexte.

Wie der curtianische Alexander in drei weiträumig zusammenhängenden und sich verschärfenden Krisensituationen (verursacht durch Kriegsmüdigkeit, Heimweh, körperliche Erschöpfung, Dissens über Ziele des Feldzugs, Eifersucht, Meuterei) als Redner gegenüber seinem Heer auftritt, arbeitet detailliert Robert Porod (Graz) heraus. Im Mittelpunkt stehen dabei Frequenz und Gebrauch nominaler wie verbaler Wir-, Ihr- und Ich-Formen, die diesen rhetorischen und/oder figurenpsychologischen Meisterstücken – formal handelt es sich um zwei textimmanent unterschiedlich erfolgreiche Suasorien sowie Tadel- und Lobrede – eine im Vergleich zur Parallelüberlieferung einmalige suggestive Kraft verleihen.

Wiederum anhand der dominanten *persona* des Protagonisten zeigt Hartmut Wulfram (Wien), dass Curtius' rhetorische Veranlagung selbst im Nonverbalen, also auf Ebene der Erzählung, zum Ausdruck kommt. Unter Konzentration auf die hierfür besonders ergiebigen und in gewisser Hinsicht programmatischen Bücher 3 und 4 werden Alexanders symbolisches Handeln, sein mitunter unbeabsichtigt sprechender Körper sowie vermeintliche Zeichen einer Anteil nehmenden Natur analysiert, und zwar nicht zuletzt im Hinblick darauf, wer – innerhalb, aber auch außerhalb der erzählten Welt (,Metalepsen') – wann wem welche Botschaft vermittelt.

Mit der Integration von Sentenzen wendet sich Daniela Galli (New York/Mailand) einem mikroskopischen Merkmal kaiserzeitlicher Literatur zu, das auf Rhetorik und Moralphilosophie, den beiden prägenden Bildungsmächten der Epoche, gleichermaßen fußt. Wie die Studie an Curtius' Alexander und zumal der Dariusfigur demonstriert, greift unser Autor meist auf zeitgenössische Topoi zurück und adaptiert bzw. ‚rekontextualisiert‘ diese in Erzählerkommentaren oder Figurenreden. Die prägnanten Sinnsprüche schärfen so den Blick des Lesers auf die psychologische Entwicklung der beiden Herrscher und verallgemeinern lehrreich bestimmte Aspekte ihres wechselvollen Schicksals.

Curtius' ausgedehnte Erzählung der Eroberung von Tyros (Curt. 4,2–4) wird von Gerrit Kloss (Heidelberg) einer eingehenden Neubewertung unterzogen, die die tiefeschürfende Eigenständigkeit des römischen Erzählers unterstreicht. Als Alexanders Wut über die unbotmäßigen Tyrier diplomatischem Pragmatismus weicht, beharren diese auf ihrem paradoxen Entschluss, belagert werden zu wollen, und erzwingen dies durch einen eklatanten Völkerrechtsbruch. Während mehrere Omina von den Tyriern bloß schicksalsergeben gedeutet werden, triumphiert in Alexander der *homo rationalis*, da sie ihm ‚metasemantisch‘ Anlass geben, durch unvoreingenommene Reflexion neue Handlungsoptionen zu gewinnen.

Ein weiteres *close reading* lässt Anja Bettenworth (Köln) der sog. Branchidenepisode angedeihen (Curt. 7,5,28–35). Alexander wird darin vom Erzähler dafür verurteilt, dass er ‚Exilgriechen‘, die ihn freundlich in Persien empfangen, grausam für einen Verrat in Sippenhaft nimmt, den deren Vorfahren einst in der Heimat begangen hatten. Indem Curtius hier – wie auch an anderen Stellen – die religiöse Dimension bagatellisiert und implizit römische Rechtsgrundsätze in Anschlag bringt, erschafft er eine eindrucksvolle Szene moralischer Degeneration, in der Alexander hinterhältig seine sonst gegenüber Feinden geübte *clementia* preisgibt.

Vor dem Hintergrund medizinhistorischer Umwälzungen wird unser ‚belletristisches‘ Opus von Christian Schulze (Bochum) betrachtet, der durch diese kulturgeschichtliche Kontextualisierung einen bisher unbeachteten Aspekt von gewissermaßen subkutaner Romanisierung des Alexanderstoffes offenlegt. Indem Curtius die Heilkunst, ihre Methoden und Vertreter vergleichsweise häufig, ausführlich, differenziert und unvoreingenommen beifällig darstellt, reflektiert er deren wissenschaftlichen, sozialen und literarischen Prestigegewinn in der römischen Gesellschaft der frühen Kaiserzeit.

Hieran anschließend macht Anja Macherei (Bochum) die Probe aufs Exempel. Die praktizierende Ärztin und Medizinhistorikerin unterzieht die

beiden iatrisch ergiebigsten Episoden im erhaltenen Curtiustext, die Erkrankung Alexanders in Tarsos (Curt. 3,5–6) und seine Verletzung in der Mallerstadt (9,4,26–6,4), einer eingehenden Diagnose *ex post*. Damit wird nicht etwa der Anspruch erhoben, zwei ‚Einträge‘ aus einer der notorisch längsten ‚Krankenakten‘ der Antike realhistorisch aufzuarbeiten, sondern ein Licht auf die enzyklopädische Bildung und/oder das empirische Wissen geworfen, über die unser Autor verfügte und/oder bei seinem Publikum voraussetzen durfte.

In zwei ausgedehnten Fallstudien legt Reinhold Bichler (Innsbruck) dar, wie individuell Curtius gegen Mitte und Ende seines Werks (Buch 5–9) von Alexanders Feldzug in die Oberen Satrapien und der Indischen Kampagne erzählt. Indem der Aufsatz sein Hauptaugenmerk auf die militärisch-exkursionistische Bewährung der Soldaten in den ihnen meist unbekanntem Fährnissen von Natur und Landschaft legt (Bergpässe, Gewaltmärsche, undurchdringlicher Urwald, wilde Tiere, eisige Winterstürme, Flussüberquerungen, Schifffahrten auf Strudeln im Strom oder im Tidenhub des Ozeans), vereint er nebenbei zwei Paradigmen gegenwärtiger Kulturwissenschaft, *men studies* und *topographical turn*.

Einem anderen, interdisziplinär derzeit breit behandelten Thema, der Frage nach dem Fremden und dem Eigenen, dem Wechselspiel von interkulturellen Zuschreibungen und Verflechtungsprozessen, spürt Ralf Behrwald (Bayreuth) bei Curtius nach. Wie drei erzähltechnisch-ideengeschichtliche Analysen verdeutlichen, die – vor der Folie des ambivalenten Makedonenkönigs – den weisen Skythen, dem tapferen Inder Poros und dem lernfähigen Perser Darius gewidmet sind, lässt sich der kaiserzeitliche römische Text bei aller Traditionsverbundenheit nicht auf ein einseitig abwertendes Barbarenbild festlegen, sondern deutet verschiedentlich ein die Oikoumene umfassendes Wertesystem an.

Die (sich historisch wechselseitig beeinflussenden) Motivverwandtschaften zwischen Dionysos- und Alexandermythos vergegenwärtigt Herbert Bannert (Wien), wobei er für ersteren die *Dionysiaka* des spätantiken Epikers Nonnos, für zweiten neben Curtius vor allem Arrian heranzieht. Nach der Gordionepisode, die den Zug in die unerforschten Weiten des Ostens eröffnet, übernimmt der Indienreisende und ekstatische Kulturbringer Dionysos von Herkules die Funktion als Alexanders ‚brüderliche‘ Leitgottheit. Zumal wenn er den verderblichen Einfluss des Weines, Dionysos’ Gabe, ausufernde Bacchanalien und kultische Festumzüge schildert, stößt diese agonale Orientierung auf Curtius’ Reserve.

Einen ganz großen Bogen von altpersischen Quellen – über die griechisch-römische Antike – bis hin in das lateinische Mittelalter und die englische Renaissance schlägt Richard Stoneman (Exeter), indem er das curtianische Fortunakonzept und dessen komplexe Vor- und Nachgeschichte beleuchtet. In der Grauzone zwischen anthropologischer Konstante und (mehr oder weniger vermittelter) Motivabhängigkeit sticht im antik-, abendländischen Traditionszusammenhang die (achämenidisch anmutende) Entschiedenheit hervor, mit der Fortuna von Curtius zur persönlichen Schutzgottheit des Königs Alexander stilisiert wird.

Vollends zu Curtius' Rezeptionsgeschichte leitet der zweite Beitrag von Hartmut Wulfram (Wien) über. Die vier interdisziplinär ausgerichteten Einzelstudien sind der identifikatorischen Lektüre Karls des Kühnen (1476/77), der bukolischen Librettisierung Pietro Metastasio (1751), den antiquarischen Architekturvisualisierungen Fischer von Erlachs (1712/21) und der utopisch-zivilisationskritischen Inanspruchnahme durch Claude-Nicolas Ledoux (1804) gewidmet. Das Ausstrahlen in fremde Kontexte und Medien unterstreicht, dass im vielgestaltigen Nachleben Alexanders des Großen die ‚europäischen‘ Jahrhunderte von Renaissance bis Aufklärung als ‚aetas Curtiana‘ gelten dürfen.

Ein bedeutendes forschungsgeschichtliches Zeugnis dieser Epoche, den Curtius-Kommentar des durch sein Supplement berühmt gewordenen Johannes Freinsheim (1639/40), stellt Gabriel Siemoneit (Wien) vor. Inhaltlich und formal untersucht werden zwei einleitende Kapitel dieses ‚allographen Epitexts‘, in denen die Ansichten maßgeblicher frühneuzeitlicher Philologen darüber referiert werden, wer die *Historiae Alexandri* wann verfasst habe und wie ihr literarischer Stellenwert zu veranschlagen sei. Der heutige Leser gewinnt exemplarisch Einblick in die barocke Gelehrtenkultur und sieht sich mit der Erkenntnis konfrontiert, wie relativ bisweilen wissenschaftlicher Fortschritt sein kann.

Der Frage, wie Curtius im Lateinunterricht Schülern vom späten 17. bis zum späten 18. Jahrhundert sprachlich und stofflich vermittelt wurde, geht Sonja Schreiner (Wien) nach. Wenig beachtete Gebrauchstextsorten wie Phraseologien mit deutschen Übersetzungen (zum passiven wie aktiven Gebrauch), Exzerpte, Schlagwortregister, Einführungen in Autor und Werk sowie ein die ‚Pagenverschwörung‘ (Curt. 8,6–8) inszenierendes Schulsingspiel werden didaktisch gewürdigt und in ihren zeitgenössischen Kontext gestellt. Mittels eines denselben Stoff aufgreifenden Dramas sowie einer romanhaften Biographie wird ein ergänzender Blick auf die außerschulische Curtius-Popularisierung geworfen.

Dass Alexander dank Curtius selbst die Neue Welt ‚erobert‘ hat, indem seine *Historiae* Juan Ginés Sepúlvedas *De orbe novo* (um 1562) zur strukturell-motivischen Hauptfolie dienten, zeigt Nikolaus Thurn (Berlin). *Mutatis mutandis* wie einst Curtius’ Makedone die ‚barbarischen‘ Perser, so unterwirft nun Sepúlvedas christlicher ‚Kulturbringer‘ Hernán Cortés die ‚heidnischen‘ Azteken. Mit Fokus auf eine dramatische Redesituation wird die literarische *imitatio* jedoch nicht um ihrer selbst willen untersucht, sondern um auf dieser Basis das Curtiusbild des spanischen Propagandisten zu erschließen, der ja zugleich – wie alle Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden Bandes – ein individuell-historischer Leser ist.

Im Rückblick auf die achtzehn Studien bleibt zu hoffen, dass sie dazu beitragen können, Curtius Rufus im 21. Jahrhundert – einem Säkulum, das, wüssten wir seine genaue Lebensdaten, Anlass zu Zweitausendjahrfeiern gäbe – ein Renommee zu verschaffen bzw. zurückzuerobern, das seinem schriftstellerischen Rang entspricht.